



8. Kapitel.

Das Plattenloch.

Der Leser möge uns erlauben, ihn nun noch einmal nach dem Grebeplatz zurückzuführen, den wir mit Peter Gringoire verlassen hatten, um Esmeralda zu folgen.

Es ist zehn Uhr morgens, der Morgen nach dem Festtage, und das Pflaster ist von Scherben, Lebensmittelresten, abgerissenen Bändern und Lumpen bedeckt. Hier und da bummeln ein paar Bürgerleute herum, die mit ihren Füßen die Aschenreste der erloschenen Freudenfeuer bei Seite schieben. Die Kaufleute öffnen schwach ihre Läden und das Fest, Cloppennolle und der Narrenkönig sind in aller Munde.

Wenn der Leser aber seinen Blick abwendet von den Verkäufern und Passanten des Grebeplatzes und sich umsieht, so fällt ihm unter den Baulichkeiten vornehmlich das alte, halb gotische, halb romanische Häuschen unter dem Rolandsturm auf. Es steht in einer Ecke und ein vergittertes Fenster springt daraus hervor. Es ist die einzige Oeffnung, durch die etwas Licht in das Innere dringt. Das Haus am Rolandsturm war in Paris seit drei Jahrhunderten berühmt, seit der Zeit, da eine vornehme Dame aus Trauer um ihren Gemahl, der in den Kreuzzügen gestorben, sich neben ihrem stolzen Hause das kleine Häuschen mit der vergitterten Zelle hatte bauen lassen, um sich darin für immer einzuschließen, während sie ihr palastähnliches Haus mit allem, was darin war, den Armen schenkte. Die einsame Frau hatte in dieser grabähnlichen Behausung den Rest ihres Lebens zugebracht, hatte in den engen Wänden der erbärmlichen Zelle Tag und Nacht für die Seele ihres Gatten gebetet und fromme Buhübungen verrichtet; Sommer und Winter in einen grauen Leinwand sack gekleidet hatte sie von nichts als Brot und Wasser gelebt, das ihr wohlmeinende Vorübergehende durch das vergitterte Fenster hineinschoben, da sie nie ihre Zelle verließ. Erst nach zwanzig Jahren dieses elenden Daseins erlöste sie der Tod und seitdem blieb die Zelle der Aufenthaltort für trauernde Witwen, Waisen oder Mütter,